

Christoph Martin Wieland-Preis 2013:

Dankrede von Eike Schönfeld

Verehrte Vorrednerinnen, verehrter Vorredner, liebe Kolleginnen und Kollegen, sehr geehrte Festgäste,

das literarische Übersetzen ist ein schöner Beruf, dem aber auch eine gewisse Tragik eignet. Damit meine ich nicht seine finanziellen Bedingungen, über die wurde schon hinlänglich berichtet, nicht zuletzt vor einigen Jahren an dieser Stelle vom ehemaligen Bundespräsidenten Roman Herzog. Nein, die Tragik, die diesen Beruf begleitet, ist eine andere, es ist eine des Vergessens und Verdrängens. Jedes Buch, an das man sich setzt, drängt das vorige aus dem Blick, aus dem Bewusstsein. Und je lieber man die Bücher mag, desto größer die Tragik. Das Buch, um das es heute geht, habe ich vor zweieinhalb Jahren abgeschlossen, und als meine Lektorin Angelika Schedel mit ihrer Arbeit begann, lag Winesburg, Ohio, längst hinter mir, und ich war mit einem Jugendroman von Mal Peet (*Exposure*) irgendwo in Südamerika. Danach steckte ich mit Richard Yates in einem Internat in Neuengland, machte mit Jonathan Franzen eine Reise durch China; Luke Williams führte mich nach Lagos und Schottland, Mohsin Hamids soeben erschienener neuer Roman in einen asiatischen Tigerstaat, und Colin MacAdam konfrontierte mich in *Eine schöne Wahrheit* mit der Gefühls- und Gedankenwelt der Schimpansen.

Das Schöne an diesem Preis ist nun, dass er nicht nur Ehre und eine hübsche Summe mit sich bringt, sondern auch eine Dankesrede einfordert. Diese zwingt dazu, mal den Kopf zu heben, über das zu reflektieren, was man tagein, tagaus so wurstelt und bosselt, das Kreativfließband mal anzuhalten. Das tut gut, und schon deswegen möchte ich anregen, dass jeder Übersetzer, jede Übersetzerin, sagen wir alle zwei Jahre, einen Übersetzerpreis mit erwünschter Dankesrede erhält. Und Laudator müsste Werner von Koppenfels sein, denn auch so üppige Lobesworte tun gut, zudem habe ich Dinge über meine Arbeit erfahren, die mir bis heute vollkommen unbekannt waren.

Der „ästhetische Mehrwert“ eines literarischen Werks ließe sich vielleicht daran messen, wie weit sein künstlerischer Ertrag die Summe seiner Stil- und Handlungselemente übersteigt. Bei Sherwood Andersons *Winesburg, Ohio*, dieser wunderbaren und wundersamen Sammlung von Geschichten über die Bewohner einer verschlafenen, vorindustriellen Kleinstadt im mittleren Westen der USA an der Wende zum 20. Jahrhundert, ist dieser Mehrwert, wie ich finde, besonders hoch. Ich weiß noch ziemlich genau, dass das mein Eindruck gleich auf der ersten Seite war, und die möchte ich Ihnen zur Einstimmung nun gern vorlesen:

Der Schriftsteller, ein alter Mann mit weißem Schnurrbart, ... wenn er abends zu Bett ging.“

Anderson lässt mit so disparaten Dingen wie dem vergleichsweise banalen Wunsch dieses rätselhaften „Schriftstellers“ nach Veränderung seines Bettes und der Trauer des Zimmermanns über Geschehnisse aus dem Bürgerkrieg, von denen wir nie wieder hören werden, ein atmosphärisches Sinngefüge entstehen, das über das Erzählte weit hinausreicht. Für Anderson lag, sicher zu Recht, der Kern des amerikanischen Wesens nicht in Großstädten wie New York oder Chicago, sondern in der Kleinstadt, im Dorf, auf dem Land, von wo die meisten Bürger dieses jungen Landes damals eben stammten. Und nichts weniger als die poetische Darstellung dieses Wesens hat Anderson mittels der Schilderung der kleinen und großen Nöte, unerfüllten Wünsche und Sehnsüchte etlicher Dutzend Bewohner dieses fiktiven Städtchens, ihrer Einsamkeit und Verlorenheit, angestrebt und auch erreicht.

Wir lesen beispielsweise von dem älteren Mann, der Jahrzehnte zuvor nach Winesburg gelangt war, weil er als Lehrer ein enges, vielleicht allzu enges Verhältnis zu seinen Schülern hatte und von aufgebrachten Vätern aus der Stadt geprügelt wurde. Das Wort Pädophilie steht

im Raum, aber wir erfahren nicht, ob die Empörung berechtigt war, sondern einzig von dem seelischen Drama des Mannes, das sich nur noch in seinen unaufhörlich gestikulierenden Händen äußern kann. Ein anderer rast im Suff mit seinem Fuhrwerk auf den Gleisen einem Zug entgegen, ein weiterer verliert im religiösen Wahn seinen Enkel und den Verstand. Viele dieser Geschichten werden George Willard zugetragen, dem jungen Lokalreporter von Winesburg, der damit zum Fokus dieser Geschichten wird und sie zusammenhält.

Einen Monat, nachdem ich meine Übersetzung abgegeben hatte, schrieb mir Frau Schedel, dass ein weiterer Verlag, Schöffling, das Buch neu übersetzen lasse, und zwar von Mirko Bonné, einem ebenfalls in Hamburg lebenden Schriftsteller. Etwas Derartiges hatte ich noch nicht erlebt und war entsprechend baff. Was tun? Eigentlich nichts, als eben möglichst normal weiterzumachen. Die beiden Ausgaben erschienen schließlich im Abstand weniger Tage, und bald folgten auch die ersten Rezensionen, in überraschend großer Zahl und Aufmachung. Praktisch alle lobten beide Übersetzungen trotz ihrer Unterschiede, was mich sehr freute, brachte diese ungeahnte Parallelität doch zweierlei Segen: das Buch erhielt mehr Beachtung, aber auch die Übersetzungen und das Übersetzen als solches, und das ist immer gut.

Dass unsere Übersetzungen als sehr unterschiedlich empfunden wurden, bestätigt nur, was ohnehin klar ist: Jede Übersetzung ist eine Interpretation des Originals und fällt entsprechend der Persönlichkeit des Übersetzenden und den Gewichtigungen, die er vornimmt, anders aus. Ich habe Sprache und Stil von *WO* als schlicht und symbolhaft zugleich empfunden, als getragen, etwas behäbig, dabei nicht ohne milden Sarkasmus, mit einer gewissen biblisch-archaischen Sprödigkeit im Ton, allerdings ohne jede Religiosität in der Aussage, nach Allgemeingültigkeit strebend, ohne abgehoben zu sein. Das war nicht einfach zu übersetzen, wobei es keine besonders eigenwilligen sprachlichen Bilder oder Redewendungen gab oder knifflige Alliterationen zu retten waren – es ging in allererster Linie um den Tonfall, dessen Nachbildung aus einer dichten Abfolge von Nuancierungen und Kleinstentscheidungen bestand. Ein kleines Textbeispiel: „Es gab die Wahrheit der Jungfräulichkeit und die Wahrheit der Leidenschaft, die Wahrheit des Reichtums und der Armut, der Sparsamkeit und der Verschwendung, der Achtlosigkeit und der Hingabe. Zu Hunderten und Aberhunderten gab es Wahrheiten, und sie waren alle schön.“ (12) Auffallend sind die viele „und“, die ich bei einem anderen Autor wahrscheinlich um die Hälfte reduziert hätte, weil im Englischen Reihungen mit „und“ gebräuchlicher als im Deutschen sind, hier aber fand ich sie dem Andersonschen Duktus angemessen.

Ein anderes Beispiel: Ich erinnere mich an einen kleinen Disput mit Frau Schedel darüber, wie das häufig wiederkehrende „darkness“ zu übersetzen sei. Ich hatte es fast durchgehend mit „das Dunkel“ übersetzt, sie hätte lieber „Dunkelheit“ gehabt, weil das nüchterner und nicht so aufgeladen und bedeutungsschwanger sei, aber gerade dieses „Aufgeladene“ hatte mich bewogen, das „Dunkel“ zu wählen, denn so sah ich die Stimmung des Texts. – Es ist beim „Dunkel“ geblieben, aber ich versichere Ihnen, in vielen anderen Fällen hat sie sich durchgesetzt.

Neu übersetzt werden in aller Regel literarische Werke älteren Datums, was bedeutet, dass man mit einer Sprache konfrontiert wird, die 100, 200 Jahre oder noch älter ist. Nun kann niemand hoffen, eine Sprache, die die Zeitgenossen etwa Wielands oder Fontanes gesprochen haben, auch nur annähernd zu beherrschen. Andererseits hat jeder, der diese oder andere ältere Autoren bewusst gelesen hat, eine Vorstellung von manchen Merkmalen jener Sprache, sei es eine gewisse ausladende Syntax, eine, hm, gewählte Diktion, manche Vokabeln, die aus dem heutigen Sprachgebrauch verschwunden sind. Man setzt solche Reizpunkte oder Duftmarken, zum Beispiel das Dativ-e („dem Manne kann geholfen werden“, allerdings nicht bei Anderson, dafür ist er zu modern) oder ein Wort wie „allenthalben“, das alles aber eher sparsam, damit die Übersetzung nicht überwürzt wird. Immer bleibt es ein kippeliger Spagat zwischen Damals und Jetzt.

Jetzt, 2013, ist kein alltägliches Wieland-Jahr. Sein Tod jährt sich zum 200. Mal, und sogar sein 280. Geburtstag ist ein wenig rund, daher bietet sich der Versuch an, bei ihm und Sherwood Anderson nach Ähnlichkeiten oder gar Parallelen zu stöbern, auch wenn dies angesichts der großen Unterschiede beider Schriftsteller etwas verwegen erscheinen mag, sind sie doch durch rund 150 Jahre und einen Ozean getrennt.

Wieland genoss als Pfarrerssohn im lutherisch-pietistisch geprägten Umfeld des oberschwäbischen Absolutismus eine solide Bildung, kannte sich schon früh in den Klassikern aus, aber auch in den französischen Aufklärern und den modernen deutschen Dichtern wie Klopstock oder Barthold Heinrich Brockes – letzterer übrigens Namenspatron eines sehr angenehmen Übersetzerstipendiums des Deutschen Übersetzerfonds, das einem gestattet, ja verlangt, ein paar Monate lang nicht zu arbeiten, den Sprachakku aufzuladen oder etwas ganz anderes zu machen.

Wieland studierte ein wenig Philosophie und Jura, um sich dann schnell der Pflege seiner literarischen Bildung und dem eigenen Dichten zu widmen. Er lebte und lernte in Magdeburg, Erfurt, Tübingen und Zürich, hatte danach einige sehr produktive, übersetzerische Jahre in Biberach und entwickelte sich in Weimar zu einer der vier Lichtgestalten der Aufklärung neben Goethe, Schiller und Herder. Kurz, ein weltläufiges Leben voller Erfolge, ein Eheglück mit einer Frau, die ihm dreizehn Kinder schenkte (wovon allerdings nur sieben überlebten) und mit einem Opus, dessen Aufzählung viel zu viel Zeit beanspruchen würde und das hier in Biberach ohnehin jeder kennt (nehme ich mal an).

Wie anders dagegen Anderson! Geboren 1876 in den Weiten Ohios, zog der kleine Sherwood mit seiner Familie von einem Dorf zum anderen. Das Einkommen des Vaters, eines Geschirrmachers, nahm in dem Maße ab, wie sein Whiskykonsum zunahm, sodass der Junge, statt zur Schule zu gehen, zur Aufbesserung der Haushaltskasse alle möglichen Hilfsjobs machte: Zeitungsjunge, Stallbursche, Druckereihilfe. Und er las wie besessen, Western-Heftchen und Liebesromane. Mit achtzehn, die Mutter war gestorben, der Vater verschwunden, zog er nach Chicago, wo er in einer Fahrradfabrik arbeitete und an einer Abendschule den Highschool-Abschluss nachmachte, aber auch Kontakt zu Künstlern schloss. Es sollte jedoch noch über zehn Jahre dauern, bis er zum literarischen Schreiben fand, und in der Zeit arbeitete er an verschiedenen Orten als Werbetexter, heiratete (zum ersten von vier Mal), zeugte drei Kinder, leitete eine Firma für Farben und Lacke – bis er schließlich einen Nervenzusammenbruch erlitt, Frau und Kinder verließ und nach Chicago zurückging, um Schriftsteller zu werden. 1916, da war er vierzig Jahre alt, erschien sein erster, wenig bemerkenswerter Roman, kurz darauf der zweite, und 1919 schließlich das Buch, weswegen wir heute hier sind. Obwohl es ihm immer wichtiger war, „richtige“ Romane zu schreiben – was er auch weiterhin tat und sogar einen Bestseller landete –, blieb *WO* das einzige seiner Werke, das überdauert und Eingang in den Kanon der Weltliteratur gefunden hat.

Zwei Schriftstellerbiographien, wie sie unterschiedlicher kaum sein könnten. Dennoch haben beide etwas gemeinsam: Sie haben jeder eine literarische Gattung begründet.

Christoph Martin Wieland hat mit seiner Übersetzung der Werke Shakespeares das Theater seiner Zeit nachhaltig geprägt. Einen vielleicht noch größeren Einfluss auf die deutsche Literatur, speziell die Romanform, hatte er mit seiner *Geschichte von Agathon*, mit der er das Genre des Bildungsromans begründete, das, mit Abwandlungen, noch heute lebendig ist. Der Bildungsroman war einer meiner Schwerpunkte im Staatsexamen Germanistik, dennoch habe ich, wie ich gestehen muss, als Vertreter des 18. Jahrhunderts nicht den *Agathon*, sondern Goethes *Wilhelm Meister* gelesen, ein Fehler, wie sich heute zeigt, aber hinterher ist man immer klüger.

Im Bildungsroman zieht, grob gesagt, der junge Held hinaus ins nicht selten feindliche Leben, um sich die Hörner abzustoßen, seine Schwärmereien und Ideale abzulegen, in Freiheit

Erfahrungen zu sammeln, also: sich zu bilden, um schließlich als tugendhafter, vernünftiger und ästhetisch gereifter Mensch seinen Platz in der Gesellschaft einzunehmen. Natürlich beschwört dieses Genre seinerseits ein Ideal, es ist ja auch ein deutsches. Großromane wie *Don Quijote* oder Fieldings *Tom Jones*, die Wieland als Anregung dienten, kennen dieses Ideal nicht.

Auch Sherwood Anderson kannte es nicht, obwohl manche in *WO* auch Spuren des Bildungsromans zu erkennen meinten. In einem Brief nennt er das zentrale Thema des Buches: „Die Schaffung (,the making‘) eines Mannes aus dem tatsächlichen Stoff des Lebens.“ Dieser Mann ist George Willard, der junge Zeitungsreporter, der in dieser „gewöhnlichen amerikanischen Kleinstadt“ allen möglichen Einflüssen in Gestalt von „Grotesken“ ausgesetzt ist, die „mit ihm spielen, ihn prägen, ihn warnen“. Zugleich aber bleibt er auf Distanz zu ihnen, schreibt über sie, sogar die Liebe will er vor allem deshalb erfahren, um besser darüber schreiben zu können. Falls er ein Ideal verfolgt, ist es recht bescheiden, geerdet. Am Ende ist er nicht geläutert, sondern überhaupt erst bereit, mit dem Zug in die große Welt hinauszufahren, ins Abenteuer, und niemand weiß, ob er es besteht.

Mit *WO* hat Anderson nicht nur eines der ersten Werke der amerikanischen Moderne geschaffen, sondern auch ein kleines Genre, den Erzählzyklus (englisch: „short story cycle“), eine literarische Form zwischen Erzählsammlung und Roman, bei der die einzelnen Kapitel auch für sich stehen können, aber untereinander mehr oder weniger starke Verbindungslinien aufweisen. William Faulkner, Hemingway oder John Steinbeck benutzten sie, und noch Amos Oz nennt *WO* als einen seiner wesentlichen Einflüsse.

Vermutlich werden Wieland und Anderson nicht mehr allzu oft in Beziehung zueinander gesetzt, aber Sie sehen, es geht, zumindest in einer Dankesrede, und die möchte ich nun auch mit einigen Dankesworten beschließen. Ich danke

der Jury des Freundeskreises für ihre Entscheidung,

dem Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg in Person von Frau Dr. Schwanitz für den Scheck,

Sherwood Anderson posthum, dass er mir diesen Preis ermöglicht hat,

und meiner sehr lebendigen Lektorin Angelika Schedel für die großartige und, wie man sieht, überaus gewinnbringende Zusammenarbeit. Leider kann sie heute nicht bei uns sein, weil sie gerade ihren zweifellos nötigen Urlaub in Südfrankreich verbringt.

Und schließlich Ihnen allen Dank für Ihre freundliche Aufmerksamkeit und Geduld, aber jetzt geht's, glaube ich, gleich zum Empfang.